

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 216. Bromberg, den 20. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(5. Fortsetzung.)

Das hatte er aus den Worten des Bruders herauszuhören geglaubt. Das konnte nur der andere Weg sein — der Weg, den man gehen mußte. Das war so sicher, so herrlich sicher, daß er es ausgesprochen hatte. Und — hatte er sich geirrt? Warum war Robert plötzlich hinausgelaufen? Sollte er ihm nachgehen?

Merkwürdig — irgend etwas hinderte ihn daran — irgendeine seltsame Scheu.

Eppo lauschte in die Stille und hörte nur sein eigenes Herz. — —

— — dann fuhr ihm plötzlich eine Hand durch die Haare — behutsam. Er erinnerte sich, daß die Mutter das immer getan hatte. Es wurde ihm scheußlich weich um die Kehle. Verflucht — diese ägyptischen Nächte hatten es in sich! — —

„Du warst eben sehr vorlaut, kleiner Bruder", sagte Roberts Stimme, „hast mich beinahe um meine Fassung gebracht. Und die brauche ich jetzt — brauche sie für dich mit.

Sieh mal, ich weiß, wie impulsiv du bist — weiß, wie eine Idee, die dir im Augenblick schön und groß vorkommt, dich begeistern kann. Ich weiß, welches Vertrauen du zu mir hast. — Ich möchte nicht, daß du dieses Vertrauen eines Tages getäuscht siehst — schon meinetwegen möcht' ich das nicht, Eppo. Es ist eins der wenigen Dinge, um deretwegen ich es für der Mühe wert halte, zu leben. Das klingt vielleicht pathetisch — ist aber wahr — verdammt wahr. — Was du vorhin gesagt hast, ist genau das, was ich meine. Und wie du es gesagt hast, das hat mich gefreut. Vielleicht ein bißchen zu sehr gefreut. Aber das ist jetzt vorbei. Was geblieben ist, ist bitterer Ernst.

Bist du dir darüber klar, kleiner Eppo, daß das, was wir beide vorhaben, ein Experiment ist, ein großes und schweres Experiment? Ein Spiel, dessen Einsatz so hoch ist, daß es sich nur lohnt, wenn wir Großes, ganz Großes damit ereichen? Daß ich dich nicht ein bißchen trainieren will, solange dir und mir der Sinn danach steht, sondern daß ich aus dir einen Athleten machen will, wie er noch nie existiert hat? Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was dazu außer den Eigenschaften, die du besitzt, noch alles gehört? Welches Maß von Geduld, Energie, Disziplin und Bescheidenheit, wieviel Entsagungen und Verzichte auf Dinge, die alle anderen Menschen nach Herzenslust genießen dürfen? — Ich für mein Teil habe mir heute klargemacht, daß ich in dem Augenblick, wo ich dir diesen Köder hinwerfe, ein Verbrechen an dir begehe, wenn — ja wenn der große Wurf nicht gelingt. Denn die Jahre, die ich dir gestohlen habe, falls der Versuch scheitert, die kann ich dir nicht wiedergeben. Und es sind die schönsten und kostbarsten Jahre, die du zu vergeben hast.

Wenn ich mich trotzdem dazu entschlossen habe, so geschieht das (ich sage es dir ganz offen) aus einem Egoismus heraus, den ich dir wohl nicht näher zu erklären brauche, und weil ich der felsenfesten Überzeugung bin, daß wir beide es schaffen können.

Aber, mein Junge, laß dich bitte nicht von dem gewiß schönen Ziel blenden, das wir erreichen wollen, aber noch lange nicht erreicht haben. Mach dir genau klar, wie der Weg bis dahin aussehen wird — mach dir klar, daß du dich vorbehaltlos allen meinen Anordnungen fügen, mir mit geschlossenen Augen vertrauen mußt. Daß du keine anderen Interessen haben darfst, soweit ich sie nicht kenne und billige. Das alles überlege dir genau. Die Verantwortung behalte ich trotzdem, denn du bist noch zu jung und zu optimistisch, um dir die Schwierigkeiten und Kämpfe richtig vorstellen zu können, die dir bevorstehen. Ich will nur nach Möglichkeit verhindern, daß du eines Tages etwas bereust, etwas, wozu ich den Anstoß gegeben habe.

Also, Eppo, wir werden uns jetzt beide eine neue Pfeife anzünden und kein Wort sprechen, bis sie ausgebrannt ist. Dann wirst du mir deinen endgültigen Entschluß mitteilen. Einverstanden?"

Eppo nickte. —

Leise knisterte die Glut in den beiden Pfeifen.

Zwei Gestalten hockten in ihren Sesseln — schweigsam und ernst wie Indianerhäuptlinge am Lagerfeuer. Ein leiser Luftzug machte die breiten Palmenblätter im Hotelgarten frösteln. Das mokante Saxophon war längst schlafen gegangen. Nur die Bussardschreie zerrissen noch die Stille.

Ich soll mir das genau überlegen, dachte Eppo, genau überlegen — genau überlegen —

Aber er sah sich immer nur durch ein weißes Zielband laufen — ein schmales leichtes Band, über das er die Arme warf, daß es auf der vorgereckten Brust hängen blieb — —

„Wir wollen morgen anfangen, Robert." Eppos Stimme klang rauh, als er die Asche aus seiner Pfeife klopfte.

„Und — Leila?"

Das kam sehr ruhig. Es war das erstemal, daß der Ältere den Namen ausgesprochen hatte.

Eppo war gerade nach einem mörderischen Fünfsatzkampf elegant über das Netz gesprungen und schüttelte dem sauersüß lächelnden Gegner die Hand aus dem Gelenk — Leila — —? Hatte da nicht eben jemand — hatte nicht Robert — ach so — ja, das Mädel! Würde sicher weinen, das arme Ding, wenn man nicht mehr zu ihm kam. Schade, wenn in die großen schwarzen Kinderaugen die Tränen kamen — schade — eigentlich verdammt traurig! „Weißt du, Robert, wir wollen morgen früh wegfahren — ich glaube, es ist leichter für sie. Und für mich schließlich auch."

„Bravo, mein Junge", sagte Robert und mußte unwillkürlich an eine Frau denken, die andächtig die Augen schloß, wenn sie Eppo küßte.

Wie roh doch Kinder sein können — wie großartig roh!

*

An diesem Abend sah man einen großen perlgrauen Luxuswagen ungezählte Male auf der Straße zwischen der Kasr el Nil und Gizeh auf und ab fahren.

Zuerst war er langsam und stolz dahingerollt, ab und zu träge aufbrüllend. Allmählich schien ihn aber eine seltsame Hast zu ergreifen. Immer geschäftiger, immer unruhiger hetzte er zwischen Nil und Pyramiden hin und her. Fast

ununterbrochen stieß er nervöse ängstliche Laute aus. Ab und zu, wenn er einen einsamen Fußgänger traf, verlangsamte er sein Tempo, um dann wieder mit zornigem Schnauben weiterzujagen.

Endlich schien er müde geworden.

Langsam, ganz langsam, schob er sich zwischen den Palmen dahin. Alle andern fuhren jetzt keifend und bellend an ihm vorbei.

Er blieb stumm.

Sogar eine häßliche alte Elektrische überholte ihn. Und einige Kamele mit süffisantem Blick und höhnisch herabhängender Unterlippe.

Er schien es gar nicht zu bemerken.

Hinter der Windschutzscheibe starrten zwei große schwarze Kinderaugen, die längst das Suchen aufgegeben hatten, in die trostlose Dunkelheit. — — —

VI.

„Es ist alles aus, zu Ende, fertig — ich ertrage das nicht — kann das nicht — —!"

Lilith hatte sich auf den breiten, niedrigen Diwan geworfen, der geduldig die Stöße ihres zuckenden Körpers hinnahm. Über ihre Haare, die sich wie zitternde schwarze Schlangen auf den Kissen ringelten, fuhr behutsam eine weiße kleine Hand.

„Aber, Lilith, Kind, du wirst doch nicht heulen wie ein Schulmädel. Sieh mal, du hast so Schönes erlebt, und wenn einmal nicht alles nach deinem Kopf geht, dann machst du so eine Szene. Du bist undankbar."

„Undankbar?" Lilith richtete sich auf, immer noch schluchzend. „Undankbar? Gegen wen? Gegen dich vielleicht? Du bist an allem schuld, du hast mich in diesen Irrsinn hineingehetzt." Sie trocknete sich mit dem kleinen Spitzentuch die Tränen, trat vor den großen Shippendalespiegel und löschte mit der Puderquaste die Tränenspuren aus ihrem Gesicht. Dann warf sie sich mit einem kläglichen Seufzer in einen Sessel, der, wie fast alle Möbel in den Kairener Villen, durch einen weißen Stoffüberzug gegen den unablässig eindringenden Wüstenstaub geschützt war. In Liliths starr geöffneten schwarzen Augen kämpften Trotz und Reue um die Oberhand.

Ihre Freundin, die kleine bewegliche Leila Zagal Bey, hatte die Lippen zusammengepreßt, eine tiefe Falte auf der Stirn brachte ihre fein gezogenen Augenbrauen einander näher.

Liliths Hände streckten sich ihr entgegen. „Habe ich dich verletzt, Leila, sei mir nicht böse — ich bin so unglücklich!"

Lilith setzte sich in plötzlicher Aufwallung auf den Schoß der Ägypterin und schmiegte den Kopf an ihre Schulter. Der Trotz hatte den Kampf verloren.

Über Leila Zagal Beys Gesicht huschte ein Lächeln. Wer konnte diesem Kind böse sein, das mit dem Feuer Ägyptens gespielt und sich die Finger verbrannt hatte.

„Du undankbare kleine Teufelin", sagte sie und streichelte das Köpfchen, das wie ein kranker Vogel auf ihrer Schulter lag und schon wieder verdächtig zu zucken begann. „Muß ich dich daran erinnern, daß du es warst, die auf diesem Abenteuer bestand — oh, ich hätte dir nicht erzählen sollen von der Art, wie wir Ägypterinnen uns unser eintöniges und trauriges Leben verschönen, wenn wir dicke und träge Männer haben." Sie lachte. „Ich hätte nicht zu dir sprechen dürfen von den Geheimnissen der Straße zu den Pyramiden, auf der wir die Gefährten unserer Abenteuer suchen. Diese Dinge waren zu verlockend. Zu verlockend für das liebeshungrige Herz eines kleinen Berliner Mädels, die ihr Spiegelbild genau genug kennt, um zu wissen, daß sie nur ein wenig Ocker aufzulegen braucht, um mit ihren schwarzen Mandelaugen die Ägypterin spielen zu können. Und als dieses dumme, berückend dumme Kind nun ihren blonden Helden beim five o'clock entdeckt hatte, da war es um sie geschehen. Und die arme Leila mußte ihren schönen ägyptischen Namen, ihren Ambraduft, ihren Wagen und ihre Villa hergeben, damit Fräulein Lilith Walrond aus Berlin die Abwesenheit des Herrn Ibrahim Zagal Bey dazu benutzen konnte, um sich mit ihrem jungen Ritter zu treffen und sich (wie sie mir immer wieder versichert) Märchen zu erzählen und allenfalls zwischendurch einige vegetarische Küsse zu tauschen."

„Es ist auch nichts weiter gewesen, zwischen Eppo und mir", warf Lilith zornig ein. „Mein Gott, kannst du dir das denn nicht vorstellen?"

„Nur schwer, mein Kleines, nur schwer", lachte die Ägypterin. „Und ich bin die letzte, die dir das Gegenteil zum Vorwurf machen würde. Mon dieu, so ein hübscher Junge, so ein Prachtexemplar von einem — aber lassen wir das. Vielleicht beruhigt es dich, mein Dummes, wenn ich dir schwöre: ich glaube dir, was du sagst, glaube dir jedes Wort, das deinem keuschen Mund entflieht! — Um so verwunderlicher, wenn er wirklich schon abgeschnappt wäre. Weißt du es denn bestimmt?

„Er ist abgereist — mit seinem Bruder. Ich habe mich im Heliopolis erkundigt. Er ist fort! Ohne Abschied! Ohne etwas zu hinterlassen! Es ist ganz aus — und ich wünschte, es wäre niemals etwas gewesen. Dann wäre ich jetzt mit Erwin verlobt, in Berlin hätte ich ihn dann geheiratet, der Chef hätte sich gefreut, die Firma floriert und ich hätte niemals gewußt, daß es etwas gibt — daß ich etwas versäumt hätte — etwas — das es mir jetzt unmöglich macht, Erwin zu heiraten. Unmöglich, hörst du? Ich kann ihn jetzt nicht mehr sehen, diesen Erwin. Ich weiß jetzt, daß es widerwärtig ist, wenn ein Mann sich parfümiert und nach Chanel stinkt. Ich weiß, daß es lächerlich ist, wenn ein Mann mit dreißig Jahren einen Ansatz zum Schmerbauch hat. Ich weiß, daß man die Liebe einer Frau nicht mit kostbaren Geschenken erringen kan, weiß, daß Erwin weder den Wunsch noch die Fähigkeit hat, auf meine Gedanken und Gefühle einzugehen, soweit sie sich nicht um Geschäft, Tanztee oder Abendtoiletten drehen. Daß er sich mit seinem kühlen professionalen Lächeln bestenfalls mit dem abfinden würde, was mich innerlich wirklich glücklich macht — weißt du, Leila, so richtig glücklich, daß man den Uhrzeiger festbinden möchte. Das kann Erwin nicht. Dazu wird er es im Leben viel zu weit bringen. So wie der Chef. Der konnte es auch nicht. Dafür gehört ihm aber die Walrond-AG. — und Mama ist tot."

Lilith starrte vor sich hin — mit trockenen Augen. Sie hatte genug geweint.

Dann sagte sie leise: „Aber Eppo — der konnte es. Ich hätte ihn nie kennenlernen sollen!"

Eine Weile war es still in dem Raum, den die weißen Möbelüberzüge zur Ungemütlichkeit verurteilt hatten.

Es sieht bei uns immer so aus wie in Paris in der Pension, wenn Großreinemachen war, mußte Leila denken. Noch nie war es ihr aufgefallen, wie bedrückend kalt das Zimmer so wirkte. Sie nahm sich vor, noch heute diese häßlichen Bezüge entfernen zu lassen. Mochte Ibrahim neue Möbel kaufen, wenn diese hier vom Sand zerstört waren.

Aber jetzt mußte ja dieses merkwürdige Mädchen getröstet werden, das ein Liebesabenteuer verfluchte, nur weil es vorüber war und das einen Mann nicht heiraten wollte, nur weil ein anderer ihr besser gefiel. — War die Erinnerung an einen Kuß nicht tausendmal schöner als alle neuen Umarmungen? War ein ruhig berechnender Mann, der einem schöne Kleider und Kostbarkeiten schenkte, der den ganzen Tag in den Armen der Arbeit lag, nicht viel höher einzuschätzen als ein Schwärmer, der vielleicht nach einem Jahr in den Armen einer anderen Geliebten lag?

Mit ihrer merkwürdig tiefen einschmeichelnden Stimme begann Leila Zagal Bey auf ihre kleine Pensionsfreundin einzureden. Sie verglich zwei Männer miteinander, die sie beide nicht kannte. Sie malte die Zukunft so wie sie sie sah, sie legte die Maßstäbe ihrer Lebensauffassung an Liliths Leben und lehrte sie es sehen nach der Art, wie Frauen ihresgleichen es sahen, deren Mütter noch in den Harems ihrer Männer alt geworden waren — die selbst aber in Paris gelernt hatten, ihre junge Freiheit zu genießen.

Sie gab ihr Bestes her, die gute Leila, nur von der einen Absicht erfüllt, dieses weinende Kind zu trösten. Denn im Grunde ihres Herzens verabscheute sie es durchaus, unglückliche Menschen um sich zu haben.

Und während ihre kleine feste Hand unaufhörlich über Haar und Gesicht des Mädchens strich, gelang es ihr zu ihrer großen Erleichterung, diese unangenehme Aufgabe zu lösen.

Als sich Lilith mit einem innigen Kuß von der Frau verabschiedete, die ihr die schönsten Stunden und den größten

Schmerz ihres Lebens vermittelt hatte, trug sie schon einen Entschluß in sich.

Denn die kluge Ägypterin hatte ihr etwas von dem Elixier gegeben, das dem Orientalen über die schweren Stunden des Lebens hinweghilft. Nicht Opium — nicht Haschisch. Sondern das Wissen um die Unabwendbarkeit der Dinge, deren Geschehen vorgeschrieben ist — von der Zwecklosigkeit, sich gegen Kommendes anzustemmen und Verlorenem nachzutrauern. — Man mußte dem, was einem zufiel, die beste Seite abgewinnen.

Lilith vermied, noch einmal (wie sie es ursprünglich vorgehabt hatte) das orientalische Gemach mit den alten, edelsteinbesetzten Waffen und den schweren kostbaren Teppichen aufzusuchen und dort in der Erinnerung einen sentimentalen Abschied von ihrem Prinzen aus Tausendundeiner Nacht zu feiern.

Sie mußte jetzt so bald als möglich mit dem Chef sprechen, der ihr Vater war, und der sich sicherlich über den Entschluß freuen würde, den sie soeben gefaßt hatte. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann im Eis.

Skizze von **Otto König.**

Allen Neuankommenden im großen Fremdenorte am Fuße des Piz Langron wurde sie gezeigt: „Sehen Sie die Frau dort! Die mit den grauen Haaren und dem feinen durchgeistigten Gesicht. Ein eigenartiges Schicksal führt sie hierher. Das sind nun schon bald an die dreißig Jahre, da besuchte sie zum ersten Mal unseren Ort. Sie war damals auf der Hochzeitreise. Sie wollte ihren Aufenthalt hier nicht ausdehnen, sondern nur solange bleiben, bis der Mann den Piz Langron, den Berg seiner Sehnsucht, bestiegen hatte. Manche freilich meinten damals, er sollte auf diesen Ausflug lieber verzichten. Denn die Frau konnte ihn nicht begleiten, weil sie zu unerfahren und vielleicht auch zu zart dazu war. Und jedes Mal, wenn das Gespräch auf die bevorstehende Besteigung kam, verdürsterte sich ihr Gesicht ein wenig. Ganz begreiflich. Auf der Hochzeitsreise trennt sich doch eine Frau nur ungern vom Mann.

Aber als er jemanden fand, der ihn, den erfahrenen Führerlosen, begleiten wollte, da ließ er sich nicht mehr halten. Eines Morgens brachen die beiden auf. Sie wollten an dem Tage noch die Angerhütte erreichen, dort übernachten und dann in der ersten Dämmerung den Anstieg über den Langrongletscher versuchen.

Die Frau stand auf dem Balkon und sah den beiden lange nach. Sie konnte sie noch mit dem Feldstecher verfolgen, bis sie aus dem Stangenwald dort drüben auftauchten und dann hinter dem Trümmerfeld des alten Bergsturzes verschwanden.

Sie war der letzte Mensch, der die beiden sah. Denn als sie nach drei Tagen nicht zurückgekehrt waren, schickte man eine Hilfsexpedition aus. Die stellte fest, daß die beiden in der Angerhütte übernachtet hatten Und dann konnte man die Spur der Steigeisen über den Gletscher verfolgen, bis — sie plötzlich an einer Spalte endete. Alle Anzeichen verrieten deutlich genug, daß unter dem einen eine Gletscherbrücke eingebrochen und der andere dann mit in die Spalte hinabgerissen worden war.

Man hoffte, wenigstens noch die Leichen bergen zu können, denn daran, daß die beiden nicht mehr lebten, war kein Zweifel. Die Hilfsmannschaft ließ einen der Ihren am Seil hinunter. Doch die Verunglückten wurden nicht gefunden. Sie hatten zweifellos längere Zeit auf einem verschneiten Vorsprung gekauert Doch dann waren sie wohl erfroren und noch tiefer gestürzt. Es hatte keinen Zweck, um der Toten willen Menschenleben in Gefahr zu bringen.

Die Frau weinte nicht, als man ihr die Nachricht brachte. Mancher hielt sie deshalb für gefühllos, bis wir dachten, sie wäre vielleicht zu sensibel, um den Tod als Trennung ihres Zusammenlebens betrachten zu können. Sicher sah sie in dem Unglück nur den Beginn eines vorübergehenden Geschiedenseins. Denn als man sie eines Tages zart fragte, ob sie nicht einen anderen Aufenthalt wählen wollte, einen Ort, an dem nicht so traurige Erinnerungen für sie geknüpft waren, da sagte sie erstaunt: „Warum nur? „Ich warte doch hier auf meinen Mann! Das Eis gibt ihn eines Tages frei. Einmal wird er am Gletschertor wieder erscheinen, und dann muß ich hier sein zu seinem Empfang."

So blieb sie hier. Ein Arzt, den sie im Laufe der Jahre näher kennen lernte, versuchte ihr den Gedanken auszureden. Er sagte ihr, daß noch zwanzig, dreißig Jahre vergehen könnten, und dann müßte sie als gealterte Frau vor dem im Eise in Jugendfrische erhaltenen Toten stehen. Der Anblick würde sie dann nur tief schmerzen. Und wenn sie jetzt ihr ganzes ferneres Leben darauf einstellen wollte, auf den Verstorbenen zu warten, so würde es später keinen Inhalt mehr haben.

Doch die Frau wollte nichts davon wissen. Sie hatte sich wohl schon zu sehr in den Gedanken hineingelebt. Und als sie einmal erkrankte, verriet sie im Fieber einen Teil ihres innersten Denkens. Ein Dienstbote plauderte es aus. Ihre Fieberphantasie beschäftigte sich mit dem Toten. Sie sprach davon, wie sie ihn wieder zu finden hoffte: „Ich weiß, daß du dort unten in der Spalte mein Bild aus der Tasche nahmst. Als du starbst, preßtest du es gegen deine Lippen!" Es sollte wohl der vornehmste Lohn für ihre Treue sein, wenn sie einst dieses Bild in der Hand des Toten finden würde.

Seitdem wartet sie nun hier jahraus, jahrein, bis der Gletscher sein Opfer freigibt." — —

Eines Tages war es nun endlich soweit. Der Hüttenwart auf dem neuerrichteten Angerhaus gab die Meldung zweier Bergsteiger fernmündlich weiter. Doch gleichzeitig stellte er anheim, der Witwe vom Aufstieg zum Gletscher abzuraten, denn er glaubte nicht, daß die Befreiung der Toten aus dem Eis ein Anblick für eine zarte Frau sein würde.

Doch sie bestand auf ihrem Willen. Sie hatte ja dreißig Jahre auf diesen Augenblick gewartet. Warum sollte sie nicht stark sein können, wenn sie endlich am Ziel ihres Lebens stand? Sie war beim Aufstieg fast heiter, wie ein Mensch, der einer Verklärung entgegen geht.

Der Hüttenwart hatte inzwischen aus eigenem Antrieb gute Arbeit geleistet und mit Hilfe einiger Bergsteiger einen Eiswürfel, der die Toten wie hinter Glas umschloß, aus der Wand des Gletschertores herausgehauen.

So stand die Frau dann unvermittelt vor dem Toten. Sie schien den Widerspruch zwischen dem junggebliebenen Gesicht dort im Eis, das ein stacheliger Bart — noch im Tode gewachsen — ein wenig verwilderte, und ihren feinen früh gealterten Zügen nicht zu empfinden. Sie war sich wohl auch nicht des Ungewöhnlichen der Lage bewußt. Der Mann dort vor ihr war ja für sie eigentlich kein Toter, sondern der Lebenspartner, auf den sie nur so lange gewartet hatte.

Doch dann schreckte sie zurück. Ihr Gesicht wurde steinern. Sie wandte sich wortlos und begann den Abstieg.

Der Arzt, der mit ihr gekommen war, wußte nach einem Blick auf den Eisblock ihr Verhalten zu deuten. Er suchte die Frau aufzuhalten: „Bedenken Sie doch, daß es ganz natürlich ist. Ihr Mann kauerte mit dem Kameraden dort auf dem Vorsprung. Beide hofften auf Rettung. Und weil sie die Kälte langsam Besitz von sich ergreifen fühlten, weil sie wußten, daß sie verloren waren, wenn der Schlaf sie übermannte, so holten sie die Karten aus der Tasche, die für ein paar Ruhestunden in der Hütte bestimmt gewesen waren, und spielten. Und deshalb hält er noch dort im Eis die Karten in der Hand und nicht Ihr Bild."

Doch die Frau ging weiter. „Ich überlasse Ihnen alles" sagte sie nur. „Er soll unten im Dorffriedhof beigesetzt werden."

Noch am gleichen Abend verließ sie den Ort.

Viele meinten, ihr Verstand hätte durch das lange Warten gelitten. Andere fanden noch härtere Worte für sie. Wenige versuchten, sie in Schutz zu nehmen.

Wer Recht hatte, wußte keiner.

Heimische Freude.

Von Oswald Degener.

„Lernt mir lachen, und euch gehört die Welt!“ Wie blutiger Hohn klingt dieses Wort Nietzsches in einer Zeit, wie wir sie heute durchleben. Wir sollen das Lachen lernen, angesichts der trostlosen Hoffnungslosigkeit, in der wir den „furchtbarsten Winter seit hundert Jahren“ auf uns zukommen sehen?

Ja, wir sollen das Lachen lernen, oder wir sollen es vielmehr wieder lernen. Nicht das leichtsinnige Lachen, mit dem sich gedankenlose Menschen über die Schwere der Zeit hinwegtäuschen wollen. Auch nicht das frivole Lachen, das durch niedriges Herabziehen der guten Sitte und des Anstandes hervorgerufen wird. Nein, das stille Lachen müssen wir wieder lernen, das die Gesichter wie mit wärmenden Sonnenstrahlen überleuchtet. Tief aus dem Herzen kommt dies freudige Leuchten, aber nur aus einem Herzen, das sich bewußt ist, seine Pflicht getan zu haben, die ihm die Natur auferlegt hat. Wir haben diese innige Herzensfreude verlernt, weil wir diese Pflicht vergessen und verletzt haben. Wohl prangt noch in vielen Häusern der sinnvolle Spruch „Trautes Heim, Glück allein“ von der Wand, aber das Glück ist daraus verschwunden. Es mußte uns verlassen, denn wir wußten ja nicht mehr, was Glück war. Wir verwechselten es mit materiellem Besitz, mit Macht, Anerkennung, Erfolg und zügellosem Genuß.

Was ist aus den meisten Heimen geworden, die das Glück umhegen sollten? Unpersönliche, gemütskalte Gast- und Übernachtungsstätten, nicht mehr. Mit zitternden, von der Hast des Tages noch vibrierenden Nerven werden die Speisen oft stehenden Fußes genossen. Nein, nicht genossen, sondern nur dem Magen einverleibt, denn von einem behaglichen Genuß kann nicht mehr gesprochen werden. Es ist bedauerlich, daß die Mahlzeiten häufig nicht mehr die Familie zu kurzen Feierstunden versammeln. Das verbietet die verschiedene Tageseinteilung der Familienangehörigen. Aber eine Zeit haben wir immer am Tage, an dem wir die Geselligkeit der Familie pflegen können. Einmal ist auch für den Gehetztesten Feierabend. Wer es nicht versteht, dann auch wirklich Feierabend zu machen, der wütet gegen die Natur, gegen seine Gesundheit und verletzt seine heiligsten Pflichten. Die Frau und die Kinder haben ein Recht auf den Vater. Nicht damit ist seine Pflicht erfüllt, daß er die notwendigen Lebensbedingungen für das körperliche Wohl schafft, er hat auch die viel wichtigere und heiligere zu erfüllen, indem er die Gemüts- und Seelenwerte der ihm anvertrauten Menschen pflegt. Ein alter Weisheitsspruch sagt zwar: „Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen“. Dieses Wort ist falsch oder doch nur bedingt richtig. Nicht der Körper ist das Primäre, sondern die Seele. Das Geistige in uns ist das Leben, das Schaffende. Nicht der Körper bildet die Seele, sondern ein edler Geist gestaltet auch einen edlen Körper. Körperbildung ohne seelische Förderung ist Unnatur und schafft aus den Menschen wohlgestaltete Lebewesen, die sich nicht über das Tierhafte erheben. Darum muß Körperkultur mit Geistesbildung Hand in Hand gehen, wenn die Menschheit nicht verkümmern soll. Es ist daher heiligste Pflicht eines sorgsamen Familienvaters, die Gemütswerte in seiner Häuslichkeit zu pflegen. Nur dann kann er sich und den Seinen sein Heim gemütvoll und gemütlich gestalten.

Die Gemütlichkeit finden wir nicht in den öffentlichen Vergnügungsstätten, nicht auf rauschenden Festen und anspruchsvollen Gesellschaften. Darin liegt der Hauptfehler unserer Zeit, daß wir uns zu sehr oder sogar ausschließlich auf Äußerlichkeiten gestellt haben. Niemals hat das Wort Rückerts, das er in seiner „Weisheit des Brahmanen“ sprach, mehr Bedeutung gehabt als heute:

„Die Freude kennst du nicht, wenn du nur Freuden kennest; Dir fehlt das ganze Licht, wenn du's in Strahlen trennest.“ Statt Gesellschaften zu geben, sollten wir die Geselligkeit pflegen, bei bescheidener Gastlichkeit einige gute Freunde im eigenen Heim zu einem fröhlichen und guten Wort versammeln. Das wird uns die Erholung und seelische Erhebung geben, derer wir als Ausspannung bedürfen. Es soll gewiß nicht dem Familienvater oder der Mutter verwehrt sein, in einer Gaststätte sich mit Bekannten zu einigen geruhsamen Stunden zu treffen, aber das darf nicht die Regel sein, sondern muß auf Ausnahmen beschränkt bleiben. So werden wir Zeit gewinnen und müssen sie finden, täglich unseren Angehörigen wenigstens eine Stunde zu widmen. Das ist in dieser Zeit der Nöte und der Entbehrungen mehr als je unsere Pflicht. Dann wird auch die Gemütlichkeit wieder in unserem Heime Platz finden. Sie hat mit dem großeren oder geringeren Wohlstande nichts zu tun. Wie oft sehen wir prunkende Paläste und protzige Fassaden, aber hinter ihnen und oft gerade in diesen fehlt die Gemütlichkeit. Wie oft bergen sie nur kalte, unpersönliche Prunkgemächer, denen die Seele der Behaglichkeit fehlt. Ein trautes Heim ist nicht so sehr eine Frage des Geldbeutels als eine der Herzensbildung und der Gemütstiefe. Ein Haus, in dem diese Werte Geltung haben, ist gefeit gegen die Stürme und Erschütterungen unserer trostarmen Zeit. Ein Volk, das sich zum Familiensinn zurückgefunden hat, aber auch nur dieses, wird seinen Platz behaupten. Erst muß „unser Heim wieder unsere Welt“ werden, dann erst werden wir wieder in der Welt heimisch sein.

Bunte Chronik



*** Der zerstreute Dieb.** Der zerstreute Professor, der seit Jahrzehnten Stoff zu unzähligen Witzen liefern mußte, ist übertrumpft. Ein Gauner, der kürzlich die Wohnung des Chikagoer Bürgers Arthur Krüger mit seinem nächtlichen Besuch beehrte, hat ihn in den Schatten gestellt. Mit unendlicher Sorgfalt und Mühe kramte der leider unbekannt gebliebene Held alle Kisten und Kasten um und brachte Geld, Wertsachen und allerhand nützliche Kleinigkeiten im Werte von zehntausend Mark zusammen. Die ganze Beute steckte der anscheinend sehr ordnungsliebende Gauner fein säuberlich verschnürt in die Taschen seines alten Mantels. Schließlich muß ihm noch der schöne neue Sommermantel des Hausherrn ins Auge gefallen sein. Er überlegte wohl nicht lange, hängte seinen abgetragenen Überzieher an den Kleiderhaken und zog den andern an. Dann verschwand er in Nacht und Nebel. Als Krüger nach Hause kam, entdeckte er zuerst die unangenehmen Spuren des nächtlichen Besuches, dann den alten Mantel und schließlich in dessen Taschen die ganze vergessene Beute.

*

*** Ein salomonisches Urteil.** Mit einem salomonischen Schiedsspruch hat die Straßenbahnverwaltung von Newyork den ewigen Streit zwischen Kindern, die behaupteten, noch keine zehn Jahre alt zu sein, und ungläubigen Schaffnern gelöst. Alle Kinder unter zehn Jahren haben nämlich freie Fahrt, und dieses Privileg wurde nach Ansicht der Straßenbahndirektion ungebührlich ausgenutzt. Daher ist als neue Regel aufgestellt worden: Alle, die kleiner als 90 Zentimeter sind, haben freie Fahrt, gleichgültig, ob sie neun oder neunzig sind. Zur Kontrolle hat man an den Türen in 90 Zentimeter Höhe einen Strich angebracht, an dem jeder beim Einsteigen vorbeigehen muß.

Lustige Rundschau



*** Fürchterliche Drohung.** Siegfried Geyer saß mit der Schauspielerin Erika Glaßner in einem Lokal am Kahlenberg. Vorfrühling war's ... das Lüfterl wehte ... die Sonne schien warm ... Ein freches Huhn kletterte auf den Tisch, an dem die beiden saßen, warf die Gläser um und benahm sich nicht gerade anständig. Da schrie Geyer es erbost an: „Schau', daß du fortkommst, sonst bestell' ich dich!“

•

*** Ein geschicktes Kompliment.** Ludwig XIV. versuchte sich auch hin und wieder als Dichter. Einst hatte er wieder ein Gedicht verfaßt und verlangte von Boileau ein Urteil darüber. „Eurer Majestät ist, wie ich sehe, alles möglich“, antwortete dieser bewundernd, „Sie wollten einmal ein schlechtes Gedicht machen und auch das ist Ihnen gelungen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.